Verliebt in Doc Charming

LESEPROBE

EVA HERZSPRUNG

Kapitel 1



Peer

Der Parkplatz der MedicoCare Klinik lag noch im Dunkeln, als ich das Auto abschloss. Es war sechs Uhr zweiundvierzig. Ich hatte bis zur Frühbesprechung genau achtzehn Minuten und ich wusste, dass meine Großmutter seit fünf Uhr wach war. Also wählte ich ihre Nummer.

Sie nahm ab.

„Guten Morgen, Granny", begrüßte ich sie. Im Hintergrund hörte ich den Fernseher, der praktisch durchgehend lief.

„Ausgerechnet während ich Blutdruck messe, rufst du an. Hundertfünfundvierzig zu neunzig. Erzähl mir, dass das nicht an dir liegt", sagte sie.

Ich nickte dem Pförtner zu und öffnete die Tür zur Klinik. „Schuld ist die Laugenstange mit Salz, die du jeden Tag zum Frühstück isst, und das weißt du."

„Salz hält jung."

„Und erhöht nachweislich den Blutdruck", erklärte ich.

„Ich habe gestern mit Ingeborg Kaffee getrunken", sagte

sie, ohne auf meine Bemerkung einzugehen. „Sie hat mir Fotos von ihrem Urenkel gezeigt. Er hat bereits zwei Zähnchen."

O je. Ich rieb mir die Stirn. Mir schwante, welchen Umweg dieses Gespräch nehmen würde. Es war immer derselbe, nur die Ausfahrt kam jedes Mal an einer anderen Stelle. Ich weigerte mich, auf ihr Lieblingsthema einzusteigen. „Wie schön. Du freust dich sicherlich für deine Freundin."

„Ich habe nicht gesagt, dass ich mich für Ingeborg freue", erwiderte sie schroff.

Damit hatte Granny den Blinker gesetzt und wir bogen in die Straße ein, die geradewegs zu meinem Liebesleben führte.

Ich kannte jede Kurve auf dieser Strecke. Als Nächstes folgten ihr Alter und die Frage, wie viele Weihnachten ihr noch blieben. Ich kam ihr zuvor. „Granny, du bist zweiundachtzig und gesünder als das halbe Ärzteteam hier."

„Ich bin zweiundachtzig und an Weihnachten einsam, weil du noch immer mit deinen Ein-Nacht-Bekanntschaften beschäftigt bist."

„Ich bin nicht mit irgendwem beschäftigt", korrigierte ich sie unnötigerweise, da mein Aufbegehren sinnlos war. Genauso gut hätte ich mit einem Röntgenbild diskutieren können, das änderte auch nicht den Befund.

„Eben, das ist ja das Traurige."

Argh. Großmutter hatte eine Art, mir das Wort im Mund umzudrehen, die jeder Staatsanwältin Ehre gemacht hätte.

Eine Pause entstand, in der ich sie förmlich nach der Fernbedienung greifen sah, um den Fernseher leiser zu stellen. Sicherlich, damit sie sich ganz auf mich und ihre Schelte konzentrieren konnte. Das hieß, dass wir erst am Anfang der Diskussion standen.

„Ich werde es nicht mehr lange machen, das weißt du."

Ein Seufzen entfuhr mir. „Das sagst du seit sieben Jahren."

„Und jedes Jahr stimmt es ein bisschen mehr."

Theoretisch mochte sie damit recht haben, doch praktisch war sie kerngesund, Laugenstange hin oder her.

„Deine Kardiologin meint, dein Herz ist wie das einer Fünfzigjährigen." Ich ging den Korridor entlang zur Unfallchirurgie, die im Erdgeschoss lag.

„Meine Ärztin ist fünfunddreißig und hat noch nie ein Urenkelkind vermisst, das nicht kommt", sagte sie fast beiläufig, als spräche sie über das Wetter. Genau das machte ihre Klage schlimmer. „Ich meine es ernst, Junge. Dieses Jahr wünsche ich mir etwas Bestimmtes zu Weihnachten."

Ihre Klagen über den fehlenden Urenkel kannte ich zur Genüge. Ein feierlich angekündigter Wunsch war allerdings neu.

„Granny, ich muss dich enttäuschen, bis Weihnachten schaffe ich keinen Urenkel."

„Red doch keinen Unsinn", wies sie mich zurecht. „Ich habe einen anderen Wunsch, der ist viel einfacher zu erfüllen. Bring eine Frau mit, eine Partnerin. Eine, die dich mag, wenn du morgens ungekämmt am Küchentisch sitzt und schlechte Laune hast."

„Ich habe nie schlechte Laune", konterte ich.

„Genau das ist das Problem", nuschelte sie.

„Was soll das denn heißen?"

Sie antwortete nicht, und ich hörte sie trinken. Für gewöhnlich fiel mir in solchen Pausen etwas ein, das Granny zum Lachen brachte. Diesmal suchte ich vergeblich danach.

Sie räusperte sich. „Dieses Weihnachten wünsche ich mir eine Frau an deiner Seite, Peer."

Dieser Wunsch war schwer umsetzbar.

Erst vor wenigen Monaten hatte meine Ex unsere einjäh-

rige Beziehung beendet. Alles war wunderbar gelaufen, bis sie mir mitgeteilt hatte, ich müsse mich emotional mehr auf eine Partnerschaft einlassen. Ich hatte ihr erklärt, dass ich als Oberarzt nun mal wenig Zeit hatte. Sie hatte bloß mit dem Kopf geschüttelt und gemeint, es wäre sinnlos, mit mir zu diskutieren.

„Im Ernst, Junge", sagte Granny und unterbrach meine Erinnerungen. „Ich will nicht mehr allein an diesem Tisch sitzen und mir vorstellen, wie es wäre, wenn es eine nette junge Dame an deiner Seite gäbe. Ich will es erleben. Einmal zumindest." Ihre Stimme wurde zu einem Flüstern.

Ich schluckte schwer.

In all den Jahren hatte sie gejammert, gedroht und Theater gespielt. Leise geworden war sie dabei nie.

„Es ist ja nicht so, als würde ich mich gegen eine Beziehung sträuben, das Problem ist eher, dass ich wenig Zeit habe, jemanden zu treffen. Ich habe eine volle Station."

„Das ist keine Antwort. Irgendwann hast du Feierabend, und essen musst du auch. Dann iss eben nicht allein. Und danach musst du auch nicht allein ins Bett gehen. Hast du keine körperlichen Bedürfnisse?"

O nein, ich würde sicher nicht mit meiner Großmutter über mein Sexleben sprechen. „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, mir geht es gut", antwortete ich deshalb ausweichend.

„Ob es dir gut geht, habe ich nicht gefragt."

„Meine Bedürfnisse kommen nicht zu kurz, Granny."

Etwas klapperte im Hintergrund.

„Schön für dich. Mein Wunsch steht jedenfalls."

„Und was heißt das jetzt?"

„Das heißt, dass ich mich auf Weihnachten freue." Ich konnte direkt ihr Lächeln hören, und ich mochte diese Art von Lächeln nicht. „Und natürlich auf Sonntag, wenn du zum Tee kommst. Fünfzehn Uhr. Bring Blumen mit. Schöne

Woche bis dahin, mein Junge." Sie legte auf, bevor ich etwas erwidern konnte.

Ich steckte das Handy ein und stieß die Glastür zur Unfallchirurgie auf. Grannys Worte hallten in meinem Kopf wider. *Ich will nicht mehr allein an diesem Tisch sitzen und mir vorstellen, wie es wäre, wenn es eine nette junge Dame an deiner Seite gäbe. Ich will es erleben. Einmal zumindest.* Was, wenn es wirklich ihr letztes Weihnachten war? Allein die Vorstellung bereitete mir eine Heidenangst.

Doch wo sollte ich bis Weihnachten eine Partnerin finden? Das war utopisch.

Kaum glaubte ich, es passe und die Beziehung laufe glatt, warfen mir die Frauen vor, dass ich mich nicht ernsthaft auf sie einließe. Dass ich ihnen zu wenig Zeit und Aufmerksamkeit schenkte. Sie hatten recht, ich hatte schlichtweg nicht die zeitlichen Kapazitäten, eine Frau auszuführen und sie näher kennenzulernen. Und ich hatte keine Ahnung, was Grannys Wunschdenken daran ändern könnte.

Aber der Gedanke daran, meine Großmutter zu enttäuschen, verursachte mir Kopfschmerzen. Sie war mit Abstand die wichtigste Person in meinem Leben. Zwar lebten meine Eltern noch, doch in den vergangenen Jahren hatten wir kaum Kontakt zueinander gehabt. Die beiden waren ein Paradebeispiel dafür, wie man eine Beziehung nicht leben sollte, denn ihre Ehe bestand hauptsächlich aus Zank.

Ich kniff mit Daumen und Zeigefinger in meine Nasenwurzel, als könnte ich damit die Erinnerung an meine Eltern in die Schublade zurückschieben.

„Guten Morgen, Dr. Sanders", begrüßte mich die diensthabende Schwester. „Alles in Ordnung bei Ihnen?"

Ich schüttelte die Gedanken an meine Familie ab und schenkte ihr ein Strahlen. „Natürlich, was soll nicht in Ordnung sein? Wir sind gesund, es wird bald schneien und Weihnachten steht quasi vor der Tür."

Sie erwiderte mein Lächeln und ich ging weiter ins Ärztezimmer.

Dort stieg mir der schreckliche Geruch von Zimt in die Nase, jemand hatte eine Duftkerze aufgestellt. Ich löschte sie umgehend. Aus Brandschutzgründen natürlich. Am besten ließ ich sie bei Gelegenheit verschwinden. Dann schnappte ich mir das Diensthandy und verließ das Zimmer wieder.

Die Übergabe vom Nachtdienst lief reibungslos. Es gab lediglich zwei frische Frakturen eines Sturzes eines älteren Herrn aus dem Pflegeheim, der zur Beobachtung bei uns blieb. Ich erteilte Anweisungen und verabschiedete die Runde in den Tag. Danach bereitete ich mir im Ärztezimmer einen Tee zu.

Schwester Marion kam herein. „Guten Morgen, Dr. Sanders. Die Konferenz beginnt in ...“ Sie blickte auf die Uhr. „... zwei Minuten.“

„Welche Konferenz?“, fragte ich.

Marion verdrehte theatralisch scheltend die Augen. „Die Versammlung von Dr. Steiner zum diesjährigen Weihnachtsmarkt.“

Verdammt, die hatte ich vollkommen vergessen. „Danke für die Erinnerung.“ Ich schenkte ihr mein charmantestes Lächeln. „Was würde ich nur ohne Sie machen?“

Sie senkte kurz den Blick. „Zum Glück müssen Sie das nie herausfinden.“

Ich nahm meinen Tee und ging zum Konferenzraum, der im Verwaltungstrakt lag.

Steiner hatte die Auslosung der Weihnachtsmarkt-Beauftragten für sieben Uhr dreißig angesetzt. Sie würde keine zehn Minuten dauern, schließlich musste jeder zurück auf seine Station.

Ich erreichte die Versammlung als einer der Letzten, nickte in die Runde und bekam von drei Seiten ein Lächeln

zurück. Eine Kollegin hatte sogar einen Platz neben sich für mich freigehalten.

Die meisten der anwesenden Ärzte kannte ich, jedoch nicht alle, denn ich war selbst erst seit wenigen Monaten an der MedicoCare tätig.

Wie lange ich an der Klinik bleiben würde, stand in den Sternen. Ich hatte definitiv nicht vor, hier alt zu werden. Schließlich hatte ich nicht zwei Jahre lang meine Ausbildung zum Handchirurgen bei einer Münchner Spezialistin absolviert, um bis zur Rente Sprunggelenke zu verschrauben. Die MedicoCare war eine ideale Zwischenlösung, aber sobald an der Uniklinik eine Stelle in der Handchirurgie frei wurde, würde ich weg sein. Darum hatte ich auch mein Büro kaum eingerichtet.

Solange ich hier war, gehörten diese Besprechungen allerdings zum Pflichtprogramm, ob ich in dieser Klinik eine Zukunft sah oder nicht. Ich setzte mich schnell auf den freigehaltenen Platz, um nicht viel Aufhebens um den Umstand zu machen, dass ich spät dran war.

Meine Sitznachbarin musterte mich prüfend. Ich lobte ihre neue Frisur und sie strahlte.

Dr. Steiner trat ans Kopfende und klopfte mit dem Kugelschreiber gegen seine Kaffeetasse. „Wir freuen uns auch in diesem Jahr wieder über den zweiwöchigen Weihnachtsmarkt im Klinikpark. Wie schon im vergangenen Winter sind pro Person im medizinischen Kollegium zwei Stunden wöchentlich Standdienst zu leisten. Neu ist diesmal, dass jede Station eine eigene Hütte bekommt. Diese sollte das jeweilige Fachgebiet repräsentieren. Die Gestaltung und Organisation sowie die Standdienste unterliegen der Eigenverantwortung der betreffenden Station. Die Erlöse gehen wie immer an einen gemeinnützigen Verein. Ich bitte die zuständigen Oberärzte, ein Standkonzept auszuarbeiten und mir bis nächste Woche Freitag vorzustellen. Die Beleuchtung sowie

Speis und Trank sind von der Planung ausgenommen. Für Letzteres ist durch einen von mir organisierten Foodtruck gesorgt und Lichterketten werden von einer Firma angebracht. Die Details verteile ich über die Stationsleitungen."

Ich schnaubte innerlich.

Das waren zehn Tage Zeit. Ziemlich sportlich, wie ich fand.

Hinter meinem Lächeln knirschte ich mit den Zähnen.

Auf unserer Station gab es drei Oberärzte, der eine war nach einer Bandscheiben-OP bis Januar krankgeschrieben und der andere auf Kur.

Das hieß, dass die Arbeit an mir hängenbleiben würde. Neben all den anderen Überstunden, die diese Woche durch den Personalmangel anfallen würden. Zwar hatte ich nie zuvor an der Gestaltung des MedicoCare Weihnachtsmarkts mitgewirkt, doch bei meiner vorherigen Stelle hatte es ein ähnliches Format gegeben, das mich mehr Nerven gekostet hatte als jede Nachtschicht. Ich ahnte also, was mich erwartete.

Steiner klopfte erneut gegen die Kaffeetasse. „Nun kommen wir zum wichtigsten Punkt. Wer spielt bei der Eröffnung den Weihnachtsmann?" Ein Raunen ging durch die Menge, die Steiner mit einer Handgeste beschwichtigte. „Damit die Sache fair verläuft, wird Oberschwester Dagmar einen Namen ziehen." Er lächelte breit. Klar, er hatte auch nichts zu befürchten, sein Name stand sicherlich auf keinem der Lose.

Dagmar hielt eine ausgebeulte OP-Haube in die Höhe. Der Raum brach in Gelächter aus.

Ich lachte mit, dabei tat mir der arme Kerl, den es treffen würde, bereits leid.

Einen Klinikstand zu organisieren, war schon hart genug, aber den Weihnachtsmann zu spielen, war absolute Strafverschärfung.

Die Oberschwester wühlte in der Haube, zog einen Zettel und reichte ihn Steiner.

„Dr. Sanders, Orthopädie und Unfallchirurgie."

Ich brauchte einige Sekunden, um den Satz zu verarbeiten.

Applaus setzte ein, doch ich klatschte nicht mit. Jemand pfiff. Der Kollege neben mir klopfte mir auf die Schulter, als wäre ich befördert worden.

Das war ich auch, nämlich geradewegs in meine persönliche Hölle.

„*Doc Charming* ist der Weihnachtsmann", rief wer von hinten. „Das bringt sicher massenhaft Besucherinnen."

Ich holte tief Luft, dann schluckte ich den Unmut runter.

Es brachte nichts, den Posten abzulehnen. Es war ein offenes Geheimnis, dass so ein Verhalten als unkollegial eingestuft und mit haufenweise Nachtdiensten belohnt wurde. Davor schützte einen nicht mal der Oberarzt-Titel.

Also erhob ich mich, setzte ein Lächeln auf und verbeugte mich in den Raum hinein. „Ich bitte um gemäßigte Begeisterung, Wunder sind nicht im Budget."

Erneut Gelächter.

Ich versuchte, meinen Kiefer zu entspannen, was mir angesichts der bevorstehenden Wochen nicht leichtfiel. In nächster Zeit würde ich Tannengirlanden an Holzbuden nageln, Standdienste einteilen und mir von allen Seiten anhören, wie besinnlich doch alles sei. Ich hasste es bereits in diesem Moment und ich war mir sicher, dass sich dieses Gefühl noch steigern würde.

Mein Blick wanderte von den lachenden Grimassen weg und blieb bei Benedict Falkenberg hängen, dem einzigen Arzt im Raum, der nicht fröhlich gestimmt schien. Das machte ihn mir sympathisch, obwohl ich den Mann kaum kannte. Bisher war ich ihm nur im Fahrstuhl begegnet, wir

hatten vielleicht fünf Worte miteinander gewechselt. Ich wusste, dass er Oberarzt der Gynäkologie und mit einer Schauspielerin verheiratet war. Und, was für mich viel wichtiger war, eine Schwester hatte, die auf meiner Station Assistenzärztin im ersten Jahr sein würde. Ich war mir fast sicher, dass sie der Grund war, weshalb er mich so ansah.

Allmählich löste sich die Menge auf und ich ging zu ihm rüber, um mit ihm zu sprechen.

„Mein Beileid zur Wahl", sagte er.

„Danke. Ich richte ein Spendenkonto ein."

Er lächelte. „Du bist ab heute der Mentor meiner Schwester Louisa."

„Ich weiß. Steiner hat mich im Sommer gebeten, sie zu übernehmen, und seitdem erinnert er mich alle zwei Wochen daran, dass er mir diese gute Tat nie vergessen wird." Falkenberg musterte mich schweigend, und mir fiel nur ein Grund ein, weshalb er mich darauf ansprach. „Und jetzt willst du mich warnen, die Finger von deiner kleinen Schwester zu lassen."

„Nein, denn dafür würde mich meine Schwester höchstwahrscheinlich ermorden."

Ich hob eine Augenbraue. Eine Assistenzärztin, die ihrem großen Bruder mit Mord drohte, wenn er sich einmischte, würde mir zumindest keine Langeweile bereiten.

„Ich wollte nur sichergehen, dass es zwischen uns keine Missverständnisse gibt. Louisa wird kein Wort darüber verlieren, dass wir verwandt sind, und das soll auch so bleiben." Sein Blick war freundlich, aber ohne das übliche Entgegenkommen, das ich von Kollegen gewohnt war. „Ich will definitiv keine Extras für sie. Behandle sie wie jeden anderen Assistenzarzt."

Ich ärgerte mich ein wenig, weil er mir vorschrieb, wie ich mich zu verhalten hatte. Doch dann schob ich meinen

Unmut beiseite, Zank machte die Dinge nie leichter. „Keine Sorge, das hatte ich ohnehin vor“, versicherte ich ihm.

„Gut.“ Er nickte, schließlich wandte er sich ab. Er war schon auf dem Weg zum Fahrstuhl, als er sich noch einmal umdrehte. „Ach, und Sanders? Den Charme kannst du dir sparen. Bei ihr ist er verschwendete Mühe.“

Ich öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch da schoben sich die Fahrstuhltüren bereits zwischen uns.

Kapitel 2



Louisa

Ich war drei Jahre und zwei Minuten zu spät dran. An den zwei Minuten war definitiv der Bus schuld, den ich unbedingt hatte nehmen wollen. Ebenfalls wegen des Busses hatte ich auf meinen Morgenkaffee verzichten müssen und das war wirklich eine Tragödie, denn mich und gute Laune gab es nur im Dreierpack mit Koffein.

Ich nahm mir vor, den öffentlichen Busplan auswendig zu lernen. Oder doch aufs Auto umzusteigen. Selbst für den Fall, dass ich damit heraufbeschwor, in der ganzen Klinik für Gesprächsstoff zu sorgen. Wie sähe es wohl aus, wenn die Assistenzärztin im ersten Jahr mit dem Mercedes-Benz E-Klasse Coupé vorfuhr? Sicherlich nach dem, was es war: nämlich dass ich nicht am Hungertuch nagte. Meine Eltern hatten mir sechs Millionen hinterlassen, allerdings nicht ohne Gegenleistung. Das Geld hatte ich erst nach einem abgeschlossenen Medizinstudium bekommen. Mein Bruder Benedict hatte für seinen Anteil sogar heiraten müssen. Dass ich die Medizin inzwischen liebte, so wie meine Mutter es

mir prophezeit hatte, änderte nichts daran, dass das Erbe also seinen Preis gehabt hatte.

Nun erwarteten mich sechs Jahre Facharztausbildung in der Orthopädie, die in Krankenhäusern und in der Ausbildung zusammen mit der Unfallchirurgie geführt wurde. Mein Traum war es, im Anschluss eine zweijährige Ausbildung zur Handchirurgin anzuhängen. Für Träume blieb allerdings gerade keine Zeit, also zog ich meinen Schal enger und lief schneller.

Mein Handy vibrierte in der Manteltasche.

Ich zog es hervor.

Auf dem Display leuchtete der Name meiner Schwägerin auf. Freudig nahm ich den Anruf an.

„Viel Glück für den ersten Schultag", sagte Amelie statt einer Begrüßung. „Hast du dein Pausenbrot dabei?"

„Ich habe nicht einmal einen Kaffee dabei", erwiderte ich und wich einer Pfütze aus.

Amelie gluckste durchs Telefon. „Was steht heute an?"

„Um acht melde ich mich im Sekretariat, danach gibt es eine Einweisung auf der Pflegestation, und um dreizehn Uhr habe ich einen Termin bei Dr. Steiner. Dort lerne ich endlich Dr. Sanders kennen."

„Ach ja, dein Mentor."

„Obwohl er meine Anlaufstelle für alles ist und mitbestimmt, was ich im OP lerne, weiß ich bis jetzt nur wenig über ihn. Lediglich, dass er Oberarzt in der Unfallchirurgie und für die Traumatologie zuständig ist. Von Ben hab ich leider auch nicht wesentlich mehr über ihn erfahren. Im Netz habe ich nicht einmal ein Foto von ihm gefunden. Auf der Website der Klinik stand bloß sein Name, als hätte man nach seinem Dienstantritt vergessen, die Seite zu aktualisieren."

Amelie räusperte sich und lachte, aber es klang eine Spur zu hoch. „Ich bin sicher, er ist char … ganz kompetent."

„Ja, das reicht mir auch völlig. Er wird mein Vorgesetzter, nicht mein Date."

Der Haupteingang tauchte hinter der Kurve auf.

„Ich muss aufhören, ich bin angekommen."

„Viel Glück, Dr. Falkenberg. Und ruf heute Abend an."

„Mach ich." Ich legte auf und lief die letzten Meter zu Fuß zur Klinik.

Vor dem Gebäude blickte ich hoch auf die sechs Stockwerke aus Glas und Backstein, in denen nach und nach die Lichter angingen.

So oft war ich als Besucherin durch die Gänge gegangen, als kleine Schwester von Dr. Falkenberg. Zukünftig hing mein eigener Name an einem Kittel dieser Klinik. Die Vorstellung verursachte ein freudiges Kribbeln in meinem Bauch. Mit einem Lächeln stieß ich die Tür auf.

Das Foyer war bereits mit Tannengirlanden und Kugeln weihnachtlich dekoriert. Über dem Empfangstresen glitzerten gebastelte Weihnachtssterne und in der Ecke stand ein Baum, der zwar noch auf seinen Schmuck wartete, doch bereits seinen wunderbaren Duft verströmte.

Ich liebte alles an Weihnachten: die Besinnlichkeit, die Stille und die Langsamkeit. Auch wenn meine Familie mittlerweile nur aus mir, meinem Bruder und seit Kurzem seiner Frau bestand, war Weihnachten das schönste Fest für mich. Es erinnerte mich an meine Eltern und besonders an meine geliebte Großmutter. Zu ihren Lebzeiten hatte sie stets so viele Schokoschirmchen an den Weihnachtsbaum gehängt, wie Ben und ich zusammen alt gewesen waren. Am Heiligabend hatten wir sie suchen dürfen. Zu jedem gefundenen Schirmchen hatte sie uns eine Sache erzählt, die ihr in den vergangenen zwölf Monaten an uns gefallen hatte.

Es war der einzige Tag im Jahr, an dem man nichts dafür tun musste, geliebt zu werden.

Obwohl es erst Mitte November war, hatte ich selbst

bereits alle Räume meines Penthouses geschmückt. Lametta, Lichterketten, Weihnachtskugeln und Schokoschirmchen waren meine heimlichen Leidenschaften. Letztere gab es jedoch erst an Heiligabend. Wie würde sich Weihnachten wohl gestalten, wenn ich erstmals arbeitete?

Ich meldete mich beim Pförtner an, dann bog ich in den Gang ein, der zur Verwaltung führte.

Von meinen unzähligen Besuchen wusste ich, dass sich die Unfallchirurgie mit ihrer Ambulanz ebenerdig gleich neben der Notaufnahme am Haupteingang befand. Die Verwaltung hingegen war im älteren Mittelbau untergebracht.

Auf meinem Weg dorthin entdeckte ich eine Kaffeemaschine. Kurz überlegte ich, mir einen Becher zu ziehen, doch ich verwarf den Gedanken wieder. Sicherlich würde sich eine günstigere Gelegenheit bieten, nun musste ich ins Personalbüro. Ich war ohnehin zwei Minuten zu spät dran. Ich beschleunigte meine Schritte.

Schließlich erreichte ich den Verwaltungstrakt und hielt vor dem Büro.

Die Tür öffnete sich, bevor ich anklopfen konnte. Die Frau, die herauskam, stoppte mitten im Schritt. „Louisa?“

„Kaja!“

Ich hatte Kaja Beck jahrelang nicht mehr gesehen. Früher waren wir eng befreundet gewesen und abends oft gemeinsam um die Häuser gezogen. Seitdem war Kaja offenbar erwachsen geworden. Ihre Locken waren nicht mehr ganz so wild und das Klemmbrett unter ihrem Arm zeugte von Verantwortung. „Was machst du denn hier?“, fragte sie.

„Ich bin die neue Assistenzärztin in der Unfallchirurgie. Heute ist mein erster Tag.“

Sie schaute mich an, als hätte ich ihr erklärt, ich würde ab

sofort den Klinikhubschrauber fliegen. „Du arbeitest bei uns, und ich weiß nichts davon?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Wir waren beide nicht besonders gut darin, in Kontakt zu bleiben.“

„Stimmt.“ Sie senkte kurz den Blick. „Ich bin seit einem Jahr OP-Koordinatorin an der Klinik. Das heißt, du landest früher oder später auf meinem OP-Plan. Wer ist dein Mentor?“

„Dr. Sanders.“

Kaja pfiff leise durch die Zähne. „Glückwunsch. Er ist Steiners Liebling. Seit Sanders da ist, schiebe ich ihm jeden zertrümmerten Finger und jede durchtrennte Sehne in den OP-Plan, die durch die Notaufnahme kommen.“

Mein Herz setzte einen Schlag aus. „Er ist Handchirurg?“

„Natürlich, wusstest du das nicht?“

Ich schüttelte den Kopf. „Ben hat davon kein Wort gesagt.“

„Woher soll er es auch wissen? Zwischen Kreißsaal und Unfallchirurgie liegen Welten. Die meisten Ärzte der beiden Stationen kennen einander höchstens vom Sehen.“

Damit hatte sie wohl recht.

„Hast du Lust auf einen kurzen Kaffee?“, fragte Kaja.

Ich würde für einen Cappuccino sterben, doch ich wusste, dass meine Termine andere Pläne mit mir hatten. „Erst in der Mittagspause würde es gut passen.“

„Okay. Sollen wir uns um zwölf Uhr treffen?“

Ich nickte. „Bis später.“

Sie lächelte, dann eilte sie den Flur hinunter.

Mit einem Grinsen blickte ich ihr hinterher. Ich freute mich, dass ich eine weitere Person hier kannte.

Noch mehr stimmte es mich glücklich, dass ausgerechnet mein Mentor Handchirurg war. Damit verfügte er genau über die Fähigkeiten, die ich erlernen wollte. Kein Wunder, dass

Steiner ihn liebte. Doch die Sache machte mich stutzig. Die MedicoCare Klinik hatte keine handchirurgische Abteilung. Ich war mir sicher, dass sie aus diesem Grund nur eine Zwischenstation für Dr. Sanders war. Wer zwei Jahre in die handchirurgische Zusatzausbildung steckte, versauerte danach nicht freiwillig in einem allgemeinen Krankenhaus, sondern wartete auf eine Chance an einer Uniklinik. Das bedeutete wiederum, dass ich nur so lange von seiner Erfahrung profitieren konnte, bis eine bessere Stelle für ihn frei wurde. Ich schob die Überlegungen beiseite. Im Moment sollte ich mich über die Möglichkeiten, die sich mir durch Sanders' Spezialisierung boten, freuen.

Beschwingt betrat ich das Sekretariat.

Eine Verwaltungsmitarbeiterin überreichte mir einen Schlüsselbund, eine Ausweiskarte und einen Stapel Formulare. „Melden Sie sich im fünften Stock, dort bekommen Sie Dienstkleidung und Ihren Spindschlüssel. Anschließend wird Ihnen jemand das Haus zeigen und es findet die Brandschutzeinweisung statt. Um dreizehn Uhr haben Sie einen Termin bei Dr. Steiner, dann lernen Sie auch Ihren Mentor Dr. Sanders kennen", sagte die Sekretärin.

Ich bedankte mich und verließ das Büro. Bevor ich mich in den fünften Stock begab, *musste* ich einen Kaffee trinken, denn andernfalls bestand die reale Chance, dass ich in den kommenden Minuten umkippte. Das konnten nicht mal die vielen Glückshormone, die meinen Körper überschwemmten, verhindern. Also entschied ich mich, mir bei dem Automaten, an dem ich zuvor vorbeigelaufen war, einen zu holen. Ich eilte zurück in Richtung Notaufnahme.

Vor der Maschine standen ein Arzt und eine Krankenschwester. Der Mann war groß, mit dunkelblondem Haar und Grübchen in den Wangen. Sein Lächeln sah aus, als hätte er es morgens zusammen mit dem Kittel angezogen. Die Krankenschwester hatte feuerrotes Haar und Sommer-

sprossen um die Nase. Sie sah zu ihm auf wie zum Weihnachtsmann persönlich.

Ich ging auf die beiden zu. Sie machten ein wenig Platz und ich drückte die Taste für den Cappuccino mit extra viel Zucker.

Neben mir öffnete die Krankenschwester eine Blechdose und streckte sie dem Arzt entgegen.

Er beugte sich darüber, als enthielte sie ein Spenderorgan. „Ich liebe Vanillekipferl." Seine Stimme war samtweich wie die eines schnurrenden Katers. „Sind die selbst gebacken?"

Meine Nackenhaare richteten sich auf. Irritiert über meine körperliche Reaktion starrte ich auf den Automaten, der vor sich hin ratterte.

„Nach dem Rezept meiner Oma", säuselte die Krankenschwester.

„Dann richten Sie Ihrer Oma aus, dass sie an dieser Klinik jederzeit eine Stelle bekommt." Er nahm ein Stück von dem Gebäck, biss ab und schloss kurz die Augen. „Das ist reinste Medizin."

„Sie übertreiben wieder einmal", sagte sie und wurde so rot wie ihr Haargummi. Dann drückte sie ihm die Dose in die Hand, schwebte an mir vorbei und davon, ohne mich zu beachten. Vermutlich hätte sie gerade nicht einmal einen Herzstillstand wahrgenommen, ihren eigenen eingeschlossen. Ich gönnte ihr die Freude trotzdem, sie sollte an einem Montagvormittag glücklich sein dürfen.

Der Automat stoppte und ich ergriff meinen Becher.

„Vanillekipferl?" Er hielt mir die Dose hin und lächelte erneut. „Nach dem Rezept einer Oma mit Zukunft im Gesundheitswesen."

Ernsthaft? Innerlich rollte ich angesichts seines aufgesetzten Charmes mit den Augen, da rettete ihn nicht mal seine sonore Stimme. „Meine Mutter hat mir beigebracht, keine Kekse von Fremden zu essen."

„Das lässt sich ändern." Lächelnd streckte er mir die Hand entgegen. „Pe ..." Er griff in seine Kitteltasche und zog ein Handy hervor. „Entschuldigen Sie, ich muss Sie leider zurücklassen." Im nächsten Moment stürmte er an mir vorbei.

Welch Glück ich doch hatte. Ich blickte ihm kurz hinterher.

Er war eindeutig einer, der mit einem Strahlen durchs Leben ging und dem alles zuflog.

Ich kannte solche Männer nur zu gut, mit einem war ich drei Jahre lang zusammen gewesen. Konstantin war charmant, zuvorkommend und gutaussehend. Sein Lächeln hatte es im Dauermodus gegeben, stets warm und mühelos. Das Problem war, dass Konstantin vom ersten Abend an mehr Gefallen an meiner Dachterrasse, meinem Penthouse und meinem Wagen als an mir gefunden hatte. Seine sogenannte Liebe war eine einzige Lüge gewesen. Leider hatte ich drei Jahre gebraucht, um das zu bemerken.

Entschieden schob ich die Erinnerungen zurück. Konstantin hatte genug von mir bekommen, er würde nicht auch noch meinen ersten Arbeitstag bekommen. Ich nahm einen Schluck von meinem Kaffee und spürte, wie das Koffein meine Venen flutete. Im Nu fühlte ich mich besser und setzte meinen Weg zu Schwester Dagmar fort.

Drei Stunden später betrat ich die Cafeteria der Klinik, in der der bekannt sonderbare Geruch in der Luft hing. Eine Mischung aus Kartoffelsuppe und Desinfektionsmittel. Bei der Essensausgabe holte ich mir einen Joghurt mit Früchten und Müsli.

Kaja saß an einem Platz beim Fenster und winkte mir zu.

Ich stellte mein Tablett auf den Tisch und ließ mich auf den Stuhl fallen.

„Du siehst aus, als hättest du schon jemanden reanimiert“, sagte Kaja.

So fühlte ich mich auch. Mittlerweile war die gute Nachricht, dass mein Mentor Handchirurg war, unter einem Berg von bürokratischem Firlefanz begraben worden. „Ich habe vier Belehrungen unterschrieben, zwei Passwörter vergeben und einen Spind zugewiesen bekommen, der nicht schließt. Der Höhepunkt war die Brandschutzeinweisung. Ich weiß jetzt, wo auf jeder Station die Feuerlöscher hängen. Auf meiner eigenen war ich jedoch keine zwei Minuten.“ Ich zog die Folie von meinem Joghurt.

„Willkommen im Gesundheitswesen.“ Kaja schmunzelte.

„Sag mir, dass es besser wird.“

„Es wird anders.“ Sie schob mir einen Saft hin.

Ich kramte nach meinem Portemonnaie, um ihr das Getränk zu bezahlen.

„Das geht auf mich. Einstandsgeschenk.“

Ich steckte meine Geldbörse zurück und notierte mir gedanklich, ihr am nächsten Tag Pralinen mitzubringen, dann waren wir quitt. Freundschaften hielten länger, wenn niemand dem anderen etwas schuldete.

„Und wie war dein Vormittag?“, fragte ich.

Sie öffnete ihre Flasche. „Ich habe den OP-Plan für nächste Woche gebaut. Weißt du, wie viele Assistenzärztinnen bei euch auf der Unfallchirurgie arbeiten?“

„Ich ahne es. Eine?“

„Genau, und zwar du.“ Kaja hob die Flasche in meine Richtung. Wahrscheinlich wollte sie mir zutoasten, aber es sah eher nach einer Beileidsbekundung aus. „Du bist dort in Gesellschaft von fünf Männern. Das wird sicher nett.“

Fünf zu eins, und die eine war auch noch die kleine

Schwester von Dr. Falkenberg, die ihr Studium Jahre zu spät begonnen hatte. Ich hörte bereits das Getuschel. Sie war nur wegen ihres Bruders hier, und für eine Anfängerin war sie ohnehin viel zu alt. Also würde ich morgens die Erste und abends die Letzte auf Station sein. Dennoch fragte sich ein kleiner Teil in mir, was mich mein Durchsetzungsvermögen kosten würde. „Erzähl mir von dir", forderte ich sie auf, bevor sie mir die Zweifel vom Gesicht ablesen konnte. „Gefällt dir dein Job?"

„Ja, bis auf wenige Momente, in denen ein Arzt meint, ihm stünde eine Sonderbehandlung zu."

Ich konnte mir denken, was sie mit ihrer Äußerung meinte. Nicht alle Kollegen waren wie mein Bruder und seine Freunde. Es gab genügend, die fanden, sie würden einer gottähnlichen Spezies angehören, und dementsprechend behandelt werden wollten. Der Gedanke, dass Kaja solchen Halbgöttern ihren Platz in der Warteschlange zuwies, zauberte mir ein Grinsen auf die Lippen.

„Und du bist die, die ihnen sagt, dass sie sich hintenanstellen dürfen."

„So ungefähr." Sie zog die Mundwinkel hoch.

„Dann bist du ja auch bestens darüber informiert, welche OPs diese Woche laufen. Irgendwas Interessantes dabei?"

„Louisa. Es ist dein erster Tag", sagte sie gespielt tadelnd.

„Ich bin bloß neugierig. Schließlich weiß ich, dass ich vorerst hauptsächlich Entlassungsbriefe schreiben und Gipse anfertigen werde. Wahrscheinlich ziehen noch etliche Schneestürme ins Land, bis ich einen OP-Saal von innen sehen werde." Wenn mein Mentor mich im ersten Jahr überhaupt einen betreten ließ. Dass ich ihn in weniger als einer Stunde treffen würde, ließ mein Herz einen Sprung machen. Da fiel mir ein, dass ich Kaja über ihn ausfragen konnte.

„Kennst du eigentlich ..." Ich verstummte, denn Kajas

Blick schien an etwas hinter mir zu hängen. Ihre Augenbrauen wanderten nach oben.

„Dreh dich nicht um“, sagte sie und beugte sich über den Tisch. „Da vorn an der Essensausgabe steht gerade die Attraktion des Hauses.“

Natürlich drehte ich mich sofort um.

An der Ausgabe wartete der Arzt, auf den ich beim Kaffeeautomaten gestoßen war. Der Kekse-Verkoster. Er ließ sich einen Teller reichen. Die Küchenfrau strahlte. Die Schwester neben ihm in der Schlange strahlte. Er sagte etwas zu einem Pfleger und dieser lachte auf, als hätte er in der Lotterie gewonnen.

„Das ist unser *Doc Charming*. So nennen ihn hier alle“, meinte Kaja mit einem Schmunzeln.

Der Mann hatte sich seinen Namen redlich verdient. „Ich dachte, Lennard Faber trägt den Titel des begehrtesten Arztes“, erwiderte ich trocken.

„Vergebene Männer zählen nicht. Jetzt trägt Sanders die Krone. Er kriegt bei mir den ersten Saal am Morgen, für den andere in Schokolade bezahlen müssten. Dabei verlangt er ihn nicht einmal. Er fragt bloß so nett, dass ich nicht anders kann.“

Ich lachte, denn ich konnte mich nur zu gut an Kajas Liebe zu Pralinen erinnern. Sie war fast so groß wie meine zu den schwarzen Bohnen. Ich sah dem Mann in der Schlange noch einen Moment zu, denn ich wollte wissen, ob sich meine Nackenhaare wieder aufstellten. Diesmal blieben sie, wo sie hingehörten.

Er sagte etwas zur Küchenfrau, die daraufhin eine zweite Kelle Suppe auf seinen Teller goss. Zum Dank verbeugte er sich leicht, als hätte sie ihm einen Orden verliehen.

Ich kannte diese Art von Mann. Er zahlte mit einem Lächeln und bekam dafür eine Extraportion Suppe, eine Dose Vanillekipferl und den ersten OP-Saal am Morgen.

Doch wer mit einem Lächeln zahlte, zahlte in Wahrheit gar nichts.

Ich widmete mich wieder meinem Joghurt. „Der ist nicht mein Fall."

Kaja runzelte die Stirn. „Ernsthaft?"

Ich leckte den Joghurtlöffel ab. „Guck ihn dir doch an. Der ist zu glatt. Gegen solche Männer bin ich immun."

„So eine Immunität hätte ich auch gern. Wo gibt es die?"

„Die musst du dir erarbeiten. Meine Impfung heißt Konstantin und hat mich drei Jahre gekostet." Jahre, die sich in mein Herz eingebrannt hatten.

Kaja legte den Kopf schief und grinste auf eine Art, die ich von früher kannte. Damals hatte es selten etwas Gutes bedeutet. „Dann hoffe ich, dass deine Immunität länger als bis heute Nachmittag hält."

Der Löffel blieb auf halbem Weg zu meinem Mund stehen. *Nein, bitte sag nicht, dass er mein Mentor ist. Das ist unmöglich. Er ist viel zu jung, um Oberarzt zu sein. Wahrscheinlich ist er Assistenzarzt im letzten Jahr.*

Kaja lehnte sich zurück und lächelte noch breiter. „Darf ich vorstellen? Oberarzt Dr. Peer Sanders, dein Mentor."

Mir wurde abwechselnd kalt und heiß. Verdammt. Ich sah erneut zur Essensausgabe, wo er der nächsten Schwester ein Lächeln schenkte, als wäre Dauergrinsen eine Kassenleistung.

Ausgerechnet dieser Typ besaß die Fähigkeit, die ich erlernen wollte, die Erfahrung, nach der ich suchte, und vermutlich die Kontakte, die mir eines Tages Türen öffnen konnten. Wollte ich all das, musste ich mich mit dem Mann gut stellen, über den ich eben noch die Nase gerümpft hatte. Ich war verloren.

Kaja lachte. „Entschuldige, dass ich dich habe auflaufen lassen. Aber du hast so überzeugend von deiner Immunität geschwärmt, da konnte ich es mir nicht verkneifen."

Wahrscheinlich hingen meine Mundwinkel irgendwo auf Höhe meines Kinns und der Löffel schwebte noch immer in der Luft.

Kaja drückte kurz meine Hand. „Jetzt zieh nicht so ein Gesicht. Du musst dir keine Sorgen machen, dass er dir nachstellt. Das kann sich hier keiner mehr leisten."

Ich horchte auf. „Wie meinst du das?"

„Offiziell darf Steiner private Beziehungen zwischen Ärzten nicht verbieten. Aber jeder hier weiß, was passiert, wenn ein Vorgesetzter etwas mit einer Untergebenen anfängt." Sie beugte sich vor. „Ein Oberarzt aus der Allgemeinchirurgie und seine Assistenzärztin haben sich in der Arzneimittelkammer erwischen lassen, und das von Steiner. Er ist Oberarzt geblieben. Sie macht ihren Facharzt jetzt an einer anderen Klinik."

Die Rechnung landete eben immer bei der Person, die in der Hierarchie weiter unten stand.

Glücklicherweise bestand bei mir ohnehin nicht die Gefahr einer Affäre. Peer Sanders mochte einnehmend sein, aber gegen diese Art von Charme war ich immun.

Kapitel 3



Peer

Die Weihnachtsmappe war dicker, als ich befürchtet hatte. Steiners Sekretärin hatte sie mir in der Mittagspause auf den Tisch gelegt. Dreißig Seiten Standordnung, Hygieneauflagen, Sponsorenlisten und ein Abrechnungsbogen, der wie eine Steuererklärung für einen Großkonzern aussah.

Ich klemmte sie unter den Arm und steuerte den Stützpunkt an.

Er war der zentrale Tresen mitten auf der Station, an dem das Pflegekraft-Team saß und Dokumentationen erledigte, Telefonate führte und den Überblick über alle Patienten behielt. Genau dort hoffte ich, Gisela anzutreffen, die Lösung für mein Problem.

Tatsächlich saß sie hinter dem Tresen und sortierte Kurvenblätter. Obwohl die Anamneseblätter der meisten Patienten bereits digital erfasst waren, wurden auf unserer Station die täglichen Kontrollen noch immer größtenteils handschriftlich festgehalten.

Ich legte die Mappe neben sie und setzte mein bestes

Lächeln auf. „Schwester Gisela, ich habe eine Frage, und Sie sind der einzige Mensch, dem ich sie anvertrauen kann."

„Das sagen Sie zu jeder Frage, Dr. Sanders", erwiderte sie leicht säuerlich.

„Weil es jedes Mal stimmt." Ich schlug die Mappe auf und drehte sie zu ihr. „Steiner will bis nächste Woche Freitag ein Standkonzept. Ich setze Ihnen eine Trümmerfraktur in vierzig Minuten wieder zusammen, aber dieses Formular besiegt mich."

Gisela warf einen Blick auf den Abrechnungsbogen und schnalzte mit der Zunge. „Die Verwaltung händigt so etwas grundsätzlich ohne Ausfüllhilfe aus und wundert sich dann über die Rückläufer."

„Genau. Und deshalb stehe ich jetzt hier und appelliere an die einzige Person, die sich auf dieser Station mit Verwaltungsformularen auskennt."

„Sie übertreiben." Dennoch zog sie die Mappe zu sich heran, und um ihre Mundwinkel arbeitete es. „Ich schaue nachher drüber und markiere Ihnen, was Sie eintragen müssen. Mehr schaffe ich nicht, ich habe schließlich noch eine Station zu versorgen."

„Schwester Gisela, wenn Sie zwanzig Jahre jünger wären …"

„Dann würde ich Ihre Formulare trotzdem nicht ausfüllen." Sie klang streng, doch ihre Ohren wurden rot.

Ich verbeugte mich andeutungsweise.

„Es ist dreizehn Uhr, Ihr Termin mit Dr. Steiner wegen der neuen Assistenzärztin steht an", sagte Gisela, ohne von den Kurven aufzusehen.

„Ah, ich bin schon unterwegs." Ich ließ die Mappe bei ihr, was sie kommentarlos duldete, und ging in den Verwaltungstrakt.

Auf dem Flur kam mir Ellen Hartmann aus dem Controlling mit einem Stapel Ordnern in den Händen

entgegen. Sie hatte mir im Sommer geholfen, meine Überstunden ins richtige Formular einzutragen. „Dr. Sanders, haben Sie die Weihnachtsmappe erhalten?“, fragte sie und lächelte.

Zu meinem Leidwesen. „Das habe ich. Für den Abrechnungsbogen bräuchte ich vermutlich eine weitere Zusatzausbildung, und ich habe gerade erst eine abgeschlossen.“ Ich legte Amüsement in meine Stimme.

„Den habe ich erstellt.“ Sie verzog entschuldigend den Mund. „Falls Sie mich verfluchen wollen, mein Büro ist das dritte links.“

Plötzlich fand ich den Bogen nur noch halb so schlimm. Wer so lächelte, durfte auch komplizierte Formulare entwerfen. „Ich würde Sie niemals verfluchen. Sie sind der einzige Mensch in diesem Haus, der meine Überstunden je vor dem Papierkorb gerettet hat.“

Sie lachte.

„Kommen Sie gern vorbei, wenn Sie Hilfe benötigen. Ich beiße nur bei Schlamperei.“ Sie schenkte mir einen koketten Augenaufschlag, dann wandte sie sich um und ging weiter.

Ich schmunzelte. Ellen Hartmann war hübsch, hatte Humor und flirtete offenbar gern mit mir. Gut zu wissen.

An Steiners Tür klopfte ich.

Sein „Herein“ klang so festlich, als würde er im Büro Geschenke verteilen.

Ich öffnete die Tür.

Steiner stand hinter seinem Schreibtisch.

Davor saß die Kipferl-Verweigerin. Sie drehte sich zu mir um. Eine ihrer Brauen zog sich einen Millimeter in die Höhe.

Erst in diesem Moment erkannte ich die Ähnlichkeit. Die Augen. Die Linie des Kinns. Ich hatte dieses Gesicht an diesem Morgen schon einmal gesehen, in männlicher Ausführung, vor einem Fahrstuhl, mit den Worten: *Den Charme kannst du dir sparen.*

Ausgerechnet die Frau vom Kaffeeautomaten sollte ich die nächsten Jahre ausbilden.

„Frau Dr. Falkenberg", sagte Steiner, „darf ich vorstellen? Dr. Sanders, Oberarzt der Unfallchirurgie und Ihr Mentor. Einer der besten Ärzte dieses Hauses, das lässt sich ohne Übertreibung behaupten. Sie sind bei ihm in hervorragenden Händen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Dr. Sanders ist unser einziger Handchirurg und wir sind sehr froh, ihn zu haben. Sie wissen nicht, welche Hebel ich in Bewegung setzen musste, damit er Ihr Mentoring übernimmt."

Ich wusste es ebenso wenig. Steiner hatte mich im Sommer gefragt, und ich hatte Ja gesagt. Nun ließ er es klingen, als hätte man mich zu diesem Mentoring zwingen müssen. Das war kein guter Start, zumal meine neue Assistenzärztin nichts dafür konnte, dass meine Überstunden mit ihr exponentiell steigen würden.

„Angenehm." Sie reichte mir die Hand. Ihr Griff war fest.

„Frau Falkenberg und ich sind uns bereits begegnet", sagte ich lächelnd. „Sie ist die Einzige hier, die meine Vanillekipferl abgelehnt hat. Ich verarbeite das noch."

„Es waren nicht Ihre Kipferl", erwiderte sie trocken.

Steiner lachte. „Wunderbar, das Eis ist dann ja schon gebrochen. Dr. Sanders wird Sie in alles einführen. Die Unfallchirurgie ist eine fordernde Abteilung, aber Sie werden dort viel lernen." Er wandte sich mir zu. „Und meinen Glückwunsch dazu, dass Sie die Rolle des Weihnachtsmannes ergattert haben. Die Auslosung hat ein gutes Händchen bewiesen."

„Das Los und ich verhandeln noch", sagte ich.

„Unsinn, das wird großartig. Sie mit Ihrer Art, die Leute mitzunehmen, sind die perfekte Besetzung dafür." Steiner klatschte in die Hände. „Also, ich will Sie beide nicht aufhalten, auf der Station wartet sicher Arbeit."

Falkenberg und ich verabschiedeten uns von Steiner und traten auf den Flur.

Sie ging neben mir her, die Hände in den Kitteltaschen, den Blick geradeaus.

Ich wartete auf eine Frage, eine Bemerkung, irgendetwas. Es kam nichts.

Sie wirkte reserviert auf mich. Vielleicht lag ihr kühles Verhalten jedoch daran, dass es ihr erster Tag war.

Ich rief mir die Szene mit den Keksen in Erinnerung. Da hatte sie ebenfalls keinerlei Gefühlsregung gezeigt, was ungewöhnlich war. Die meisten Leute reagierten zumindest mit der Andeutung eines Lächelns auf meinen Charme. Die Zusammenarbeit mit ihr würde vermutlich nicht einfach werden.

Umso mehr sollte ich mich bemühen, so schnell wie möglich einen Draht zu ihr zu finden. Ein Du war ein guter Anfang. „Übrigens sprechen wir Ärzte uns in der Medico-Care mit Nachnamen und per Du an. Beim Pflegepersonal Vorname und per Sie." Ich lächelte sie an.

Sie erwiderte es nicht, sondern sah mich wie ein Möbelstück an, das jemand mitten im Flur abgestellt hatte.

Erneut wartete ich auf eine Antwort, und wenn es nur ein knappes Okay war.

Sie ging weiter, als hätte ich ihr die Uhrzeit mitgeteilt.

Es dauerte zwei Sekunden, bis ich mich gefangen hatte. „Ich hätte schon heute Morgen am Kaffeeautomaten erkennen können, wer du bist. Du hast die Augen deines Bruders." Ich lächelte, doch sie verzog keine Miene.

„Das höre ich oft", sagte sie, ohne ihre Schritte zu verlangsamen.

Allmählich begriff ich, was Benedict Falkenberg mit *verschwendeter Mühe* gemeint hatte. „Dein Bruder hat sich vorhin bei mir vorgestellt. Er hat mich gebeten, dich wie jede andere Assistenzärztin zu behandeln."

„Genau das erwarte ich. Wenn ich hier etwas bekomme, dann weil ich es mir verdient habe." Wieder würdigte sie mich keines Blickes.

Wieder lächelte ich. „Die meisten erwarten das Gegenteil."

„Ich bin nicht die meisten."

Das hatte ich mittlerweile auch erkannt. Doch mir kam eine Idee, mit der ich ihre Schale knacken könnte. „Warum hast du die Unfallchirurgie gewählt?" Es war meine Lieblingsfrage an Berufsanfänger.

Die Antworten erzählten immer eine Geschichte. Vom Vater mit dem Skiunfall, von der Leidenschaft fürs Handwerk, vom Adrenalin.

„Wegen des raffiniertesten Körperteils, das wir besitzen." Sie zog die Rechte aus der Kitteltasche und betrachtete sie. „Um einen Kaffeebecher zu halten, müssen siebenundzwanzig Knochen zusammenarbeiten. Nichts sonst leistet eine derartige Präzision. Das finde ich faszinierend. Der Weg zur Handchirurgie führt über die Unfallchirurgie." Für wenige Sekunden leuchteten ihre Augen.

„Du willst also Handchirurgin werden. Dann bist du bei mir genau an der richtigen Stelle." Ich zwinkerte ihr zu, doch sie nickte bloß knapp. Ihre Reaktion versetzte mir einen Stich. Ich betrachtete sie von der Seite.

Sie war hübsch, das hatte ich schon am Vormittag registriert, aber mich beschäftigte mehr der Umstand, dass sie mich wie einen Laborwert im Normbereich ansah.

„Und weshalb wolltest *du* Unfallchirurg werden?" Sie reckte den Kopf in meine Richtung.

Interessanterweise hatte mich in all meinen Monaten hier niemand zuvor danach gefragt. „Weil ich gut mit meinen Händen bin."

Sie sah mich einige Sekunden stumm an, dann wandte sie sich wieder dem Flur zu.

Die Stille zwischen uns dehnte sich, und ich suchte nach einem unverfänglichen Thema. Mein Blick glitt über ihren Kittel. „Wo ist dein Stethoskop?“

Sie zog eines aus der Tasche.

Es war ein einfaches Mittelklassemodell. Definitiv kein Littmann.

Ich fragte mich, ob sie wusste, wie viel sie damit nicht hören konnte. Dann wunderte ich mich, warum mich das überhaupt interessierte. Ich verkniff mir einen Kommentar und wir gingen weiter.

Auf der Station stellte ich sie Gisela und Marion vor.

Gisela vermaß sie mit einem prüfenden Blick von Kopf bis Fuß und reichte ihr schließlich die Hand, was bei ihr einer Adelung glich. Marion begrüßte sie mit einem freundlichen Nicken und versprach, ihr später zu zeigen, wo die Station den guten Kaffee versteckte.

Behrens kam mit einer Patientenakte aus Zimmer zwölf.

„Falkenberg, das ist Dr. Behrens, Assistenzarzt im vierten Jahr“, sagte ich. „Behrens, unsere neue Assistenzärztin. Erstes Jahr.“

„Willkommen.“ Behrens musterte sie kurz. „Erstes Jahr. Wir sehen uns beim Briefeschreiben.“

„Vermutlich“, erwiderte sie.

Behrens zog mit seiner Akte ab.

Ich führte sie weiter und zeigte ihr das Ärztezimmer, den Gips- und den Schockraum. Wir waren fast zwei Stunden unterwegs.

Anschließend setzte ich sie bei Behrens in die Aufnahme. Er sollte ihr zeigen, wie man bei uns einen Neuzugang erfasste, eine Anordnung ins System tippte und einen Entlassungsbrief schrieb, der nicht aus dem Sekretariat zurückkam.

Am frühen Abend holte ich sie zur Visite wieder ab.

Danach fanden wir uns vor der OP-Tafel ein.

Ein alter Herr im Bademantel mit Rollator schlurfte auf

uns zu. Die Infusionsleitung war ihm aus der Halterung gerutscht und baumelte vor den Rädern.

Falkenberg war vor mir bei ihm. Sie hängte den Schlauch an seinen Platz, richtete den Ständer und sagte etwas, das ich nicht verstand.

Der Mann lachte laut auf.

Sie lachte mit, und für zwei Sekunden sah ich eine völlig andere Frau. Eine offene, warme, mit einem Grübchen in der linken Wange.

Dieses Lächeln existierte also. Es war nur nicht für mich reserviert. Die Tatsache verengte mir die Kehle.

Sie kam zu mir zurück.

Ich räusperte den Kloß in meinem Hals weg. „Was hast du ihm gesagt?"

„Dass er das Ding besser fährt als die meisten Hamburger ihre Autos."

Ich nickte freundlich.

Kurz erwiderte sie meinen Blick, dann schweifte ihre Aufmerksamkeit zu der Tafel mit dem OP-Plan.

Ich fragte mich, wieso sie mich nicht leiden konnte. Jeder mochte mich.

Sie schien noch immer die Einträge zu studieren. Dort stand in Marions akkurater Schrift: *Mittwoch, Saal zwei, HTO, Sanders.*

Eine Tibiakopfumstellung war ein herausfordernder Eingriff, den eine Assistenzärztin im ersten Jahr niemals zu sehen bekommen würde.

Ich beschloss, ihr etwas Gutes zu tun und sie die Naht setzen zu lassen. Natürlich unter meiner Anleitung.

„Mittwoch operiere ich eine HTO", sagte ich und tippte auf die Zeile. „Du assistierst. Betrachte es als Willkommensgeschenk."

Hinter uns schob Marion den Wagen mit den Kurvenblättern vorbei, und ich hätte schwören können, dass

seine Räder auf Höhe der Tafel kurz den Dienst verweigerten.

Falkenberg sah auf den Plan und schließlich auf mich. In ihrem Gesicht arbeitete etwas, das ich nicht zuordnen konnte. Aber es war definitiv keine Freude. „Womit habe ich das verdient?“, fragte sie.

Ich lächelte. „Mit gar nichts. Deshalb heißt es *Geschenk*.“

Sie nickte langsam, doch ihr Blick blieb so sachlich, als hätte ich ihr den Dienstplan gereicht. „Dann habe ich bis Mittwoch Zeit, es mir zu verdienen.“ Sie sah auf die Uhr über dem Stützpunkt. „Ich muss meine Formulare im Sekretariat abgeben, bevor ich gehe.“ Sie wandte sich um und schritt den Flur hinunter, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich blieb an der Tafel stehen und fühlte mich wie ein Verkäufer, dem man die Ware kommentarlos zurück über den Tresen geschoben hatte.

Wieso freute sie sich nicht über die OP? Andere würden vor Entzücken auf dem Tisch tanzen.

Marion schlenderte erneut mit dem leeren Kurvenwagen vorbei und folgte meinem Blick. „Ein Willkommensgeschenk hat noch keiner unserer Assistenzärzte im ersten Jahr bekommen.“

Damit hatte sie durchaus recht. „Ich entwickle gerade neue Traditionen.“

„Soso.“ Sie schob den Wagen weiter. „Dann viel Freude beim Entwickeln, Dr. Sanders.“

„Die habe ich immer“, sagte ich und ging ins Ärztezimmer. Louisa Falkenberg blieb in meinen Gedanken.

Ich schüttelte den Kopf. Meine Schicht war seit wenigen Minuten zu Ende und meine Mentee konnte bis zum nächsten Tag warten.

Ich übergab an Behrens, der den Vierundzwanzig-Stunden-Dienst hatte, und an Oberarzt Haller. Er kam aus der

Allgemeinchirurgie und übernahm bei uns die Nächte, bis wir wieder vollzählig waren.

Damit das Pensum zu bewältigen war, fuhren die Rettungswagen orthopädische Notfälle in die städtischen Kliniken.

Nach der Übergabe wechselte ich meine Kleidung und warf meinen Kittel in die Schleuse.

Mein Diensthandy, das ich auf dem Tisch abgelegt hatte, klingelte.

Ich nahm ab. „Sanders."

„Kris hier, deine Großmutter liegt bei mir in der Notaufnahme."

Mein Puls schnellte in die Höhe. „Was ist passiert?"

„Sie ist bei sich in der Küche zusammengesackt. Die Nachbarin war dabei und hat die Hundertzwölf gerufen. Ihr Kreislauf ist stabil, sie hat keine Verletzung. Sie ist wach und ansprechbar, sie ist nur nicht ganz da."

Eine Tastatur klackerte.

Ich lief durch den Korridor in Richtung Notaufnahme. „Was heißt *nicht ganz da*?"

„Sie bringt ein paar Dinge durcheinander. Komm am besten rüber, bevor du dir am Telefon das Schlimmste ausmalst." Er atmete hörbar aus. „Außerdem erklärt sie mir seit fünf Minuten, dass ich für einen Arzt erstaunlich ungepflegt aussehe."

Der Knoten in meiner Brust löste sich. Wenn sie zu solchen Reden imstande war, ging es ihr gut.

„Ich bin gleich bei dir."

Wenige Minuten später war ich da.

Kris stand vor einer Kabine. Er schob wortlos den Vorhang beiseite.

Granny saß halb aufgerichtet auf der Liege, eine Infusion am linken Arm, die Handtasche neben sich auf der Matratze, als warte sie auf den Bus. Sie blickte auf. „War ja klar, dass sie

dich holen. Dabei habe ich dem jungen unrasierten Mann ausdrücklich gesagt, es nicht zu tun."

Eine Woge der Erleichterung überrollte mich angesichts ihres Tonfalls und ich spürte, wie das Adrenalin aus meinem Körper wich. Erst in diesem Moment bemerkte ich Ingeborg, die mit rot geweinten Augen auf dem Stuhl saß und ihr Gesicht zur Hälfte in einem Taschentuch vergrub. Ich nickte ihr zu, trat an die Liege und legte zwei Finger an Grannys Handgelenk.

Der Puls ging schnell und flach.

„Lass das", sagte sie und zog die Hand weg. „Du bist hier nicht der Arzt, du bist der Enkel."

„Ich bin ein Enkel, der sich sorgt."

„Sie ist in der Küche umgefallen. Mitten im Satz. Ich habe sofort die Hundertzwölf gewählt", teilte Ingeborg zwischen zwei Seufzern mit.

„Ich bin nicht umgefallen. Ingeborg übertreibt, wie sie es immer tut. Ich habe mich lediglich hingesetzt, weil mir schwindelig war." Granny strich das Laken über ihren Knien glatt. „Sicher war das von den Laugenstangen. Du hast selbst gemeint, dass die mir nicht guttun."

„Ich habe gesagt, dass Salz den Blutdruck erhöht und nicht, dass es dich umwirft."

„Wie auch immer, lass uns nicht darüber streiten." Sie ergriff meine Hand und drückte kurz zu. „So. Und jetzt gehst du wieder rüber und lässt die netten Leute hier ihre Arbeit machen."

„Ich gehe nirgendwohin, bis die Werte da sind und du untergebracht bist."

Für einen Moment sah es so aus, als würde sie widersprechen, doch dann lehnte sie den Kopf zurück. „Wie du meinst." Sie schloss die Lider.

Eine Weile waren nur das Piepen aus der Nachbarkabine und Ingeborgs Schniefen zu hören.

Plötzlich öffnete Granny die Augen. „Sag deinem Großvater, er soll den Wagen nicht in die Sonne stellen. Sonst kocht das Leder wieder, wenn er mich um vier abholt."

Ich hielt vor Schreck die Luft an.

Ingeborg hörte auf zu schniefen.

Opa war seit neunzehn Jahren tot.

„Mache ich", sagte ich schließlich, denn einer verwirrten Patientin widersprach man nicht. Innerlich versuchte ich die Tränen und die Panik niederzuringen.

Granny nickte zufrieden und schloss erneut die Augen. Wenige Minuten später schlief sie ein.

Ich ging zu Kris, der gerade etwas in den Rechner tippte. „Sie spricht von meinem verstorbenen Großvater, als würde er noch leben", erzählte ich.

Kris nickte. „Und sie hält heute für einen Freitag." Er schob mir das Blatt mit den Laborwerten hin. „Natrium einhunderteinundzwanzig. Sie ist exsikkiert und hat einen Infekt der Harnwege, von dem sie seit vier Tagen Bescheid weiß und den sie für nicht der Rede wert hält."

Ich überflog die Zahlen. Einen Moment lang betrachtete ich sie, als gehörten sie jemand anderem.

Kris nahm mir das Blatt wieder aus der Hand. „Ein Delir bei einer Frau in dem Alter hat meistens eine Ursache, die man schnellstmöglich beheben muss. Deshalb verlege ich sie in die Geriatrie."

„Und wenn es sich nicht beheben lässt?" Ich wollte mir diese Möglichkeit gar nicht vorstellen.

Natürlich wusste ich, dass Granny nicht ewig leben würde. Dennoch hatte mir ihre Unerschütterlichkeit immer vermittelt, dass sie es bis ins hohe Alter schaffen würde.

Kris hielt meinem Blick stand. „Dann finden wir heraus, was sie hat, und helfen ihr." Er hatte recht.

Ich musste aufhören, als Enkel zu fühlen und anfangen, wie ein Arzt zu denken, denn meine Angst brachte Granny

nicht einen Deut weiter. Also nickte ich und ging zurück hinter den Vorhang.

Granny schlief noch immer.

Ich sah zu Ingeborg, der die Müdigkeit ins Gesicht geschrieben stand. „Danke, dass du dich um sie gekümmert hast. Ich fahre dich nach Hause, sobald sie untergebracht ist. Wenn du eher heim willst, kann ich dir ein Taxi rufen“, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bleibe noch ein bisschen bei ihr.“

„In Ordnung“, murmelte ich und setzte mich auf die andere Seite des Bettes.

Ich versuchte, die Flut an Gedanken in meinem Kopf zu ordnen. Wie würde es weitergehen? Wann würde Granny wieder auf die Beine kommen und wie konnte ich ihr dabei helfen?

Sie hatte niemanden außer mir. Meine Mutter lebte als ihr einziges Kind in München und besuchte uns nur selten in Hamburg. Geschwister hatte ich keine. Grannys Versorgung blieb also an mir hängen. Und das war okay, ich liebte sie über alles, sie war immer für mich da gewesen.

Ich wischte die einzelne Träne weg, die über meine Wange lief, und zwang mich dazu, die Nerven zu bewahren.

Sie hatte lediglich ein Delir. Sicher würde es ihr bald besser gehen.

Ein junger Pfleger erschien, um sie abzuholen, und ich begleitete die Verlegung auf die Geriatrische Station.

Die zuständige Ärztin erklärte mir ihr weiteres Vorgehen. Sie würden das Natrium langsam anheben, Infusionen geben und den Infekt mit einem Antibiotikum behandeln. Mit etwas Glück würde Granny in einer Woche wieder sie selbst sein.

Nachdem ich Ingeborg heimgebracht hatte, fuhr ich nach Hause. Ich trat auf meinen Balkon und atmete durch. Als Arzt wusste ich natürlich, dass Grannys Symptome nicht zwangsläufig etwas Ernstes bedeuten mussten, jedoch ein Indikator dafür sein konnten, dass sich ihr Dasein dem Ende zuneigte. Allein der Gedanke daran ließ meine Brust eng werden. *Ich will es erleben. Einmal zumindest.* Ihre Worte vom Morgen hallten in meinem Kopf wider.

Ich würde es mir niemals verzeihen, wenn ich sie enttäuschte. Sie hatte nur einen einzigen Wunsch. Und ich wollte ja selbst eine Partnerin. Ich hatte genug von den One-Night-Stands und der Leere am nächsten Morgen. Aber wie sollte ich bis Weihnachten eine Freundin finden?

Ich hatte eine volle Station, einen Haufen Dienste und keine Zeit. Mit diesem Satz beantwortete ich seit Jahren jede Frage nach meinem Liebesleben, auch meine eigene.

Meine Ex hatte mir vorgeworfen, ich ließe mich nicht auf sie ein. Und sie hatte recht damit. Wer sich einließ, brauchte Zeit, und die hatte ich bei einer Hundert-Stunden-Woche einfach nicht.

Die Kälte kroch mir unter den Pullover, also ging ich hinein. Im Wohnzimmer stolperte ich beinahe über meine Tennistasche, die ich am Morgen für das Match am nächsten Tag gepackt hatte. Seit zwanzig Jahren stand ich zweimal pro Woche auf dem Platz, ganz gleich, wie voll die Station war. Für Tennis hatte ich die Zeit also immer gefunden. Für eine Frau hatte ich sie nie gesucht, sondern darauf gewartet, dass sich bei der Richtigen alles von allein ergab.

Granny konnte womöglich nicht mehr lange auf diese Frau warten. Wenn ich ihr den Wunsch erfüllen wollte,

musste ich selbst aktiv werden und jemanden kennenlernen. In Gedanken strich ich die zwei Tennisabende pro Woche. Von nun an würde ich meine Abende mit einer Frau verbringen und ihr zuhören.

Blieb nur die Frage, wen ich daten wollte. Sechs Wochen waren nicht lang, um eine völlig fremde Person kennenzulernen. Wahrscheinlich war es daher am besten, ich traf jemanden, den ich bereits kannte und mochte.

Ellens Gesicht erschien vor meinem geistigen Auge. Sie war einem Date sicher nicht abgeneigt und ich fand sie attraktiv. Zwar arbeitete sie in der Klinik, aber wir waren keine direkten Kollegen, was eine eventuelle Beziehung zwischen uns problemlos ermöglichte. Sie war perfekt.

Außerdem hatte sie mir ihre Bürotür verraten. Ich nahm mir vor, in den nächsten Tagen bei ihr anzuklopfen.

Entschlossen zog ich das Handy hervor und öffnete den Kalender. Bis Ende November könnte ich sie mindestens viermal treffen.

Spätestens dann wollte ich wissen, ob aus uns etwas Ernstes werden konnte. Wenn alles nach Plan lief, könnte sie mich am zweiten Advent zum Tee begleiten. Bis Weihnachten würde ich Grannys Wunsch erfüllt haben.

Ende der Leseprobe

Wenn dir die Leseprobe gefallen hat, dann kannst du VERLIEBT IN DOC CHARMING hier vorbestellen. Scanne einfach den QR-Code, dann gelangst du auf die Amazonseite:

